

Matthias N. Lorenz (Bielefeld)

Matthias N. Lorenz, Jahrgang 1973, studierte Kulturwissenschaften in Leipzig und Lüneburg. Er promovierte mit einer weithin wahrgenommenen Arbeit über *Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser* und ist seit 2006 in der Bielefelder Germanistik tätig. Zusammen mit Klaus-Michael Bogdal (Bielefeld) und Klaus Holz (Villigst) leitete er die ZiF: Arbeitsgemeinschaft ›Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz‹. Im Herbst erscheint das von ihm herausgegebene *Lexikon der ›Vergangenheitsbewältigung‹ in Deutschland*.

Der Aufsatz ist die gekürzte Version des Beitrages: 'Political Correctness' als Phantasma. Zu Bernhard Schlinks "Die Beschneidung", in: *Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz*, hg. v. Klaus-Michael Bogdal, Klaus Holz und Matthias N. Lorenz, Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 2007

***Political Correctness* als Phantasma**

Bernhard Schlinks Erzählung ›Die Beschneidung‹ und die Frage nach Literarischem Antisemitismus nach Auschwitz

RAINER WERNER FASSBINDER schreibt am 28. März 1976 aus Paris einen offenen Brief, um sich gegen den Vorwurf, sein Stück ›Der Müll, die Stadt und der Tod‹ sei ein antisemitischer Text, zu wehren. Er deutet an, dass sich die Stadtoberen von Frankfurt jüdischer Makler und Spekulanten bedienen, um die schmutzige Arbeit der Umstrukturierung des Stadtteils Westend gegen den Willen seiner Bewohner an jene zu delegieren, die als Opfer außerhalb des Kollektivs stünden – FASSBINDER vergleicht dies mit der Übertragung von ›Geldgeschäften‹ an die Juden im 18. Jahrhundert. Er fährt fort:

Zu betrachten wären die Beweggründe derjenigen, die sich dagegen wehren, *daß über diesen Sachverhalt gesprochen wird*. Sie sind die wahren Antisemiten. Zu prüfen wäre, warum man, statt die realen Sachverhalte zu untersuchen, gegen den Autor eines Stückes argumentiert, die er – um bestimmte Zustände kritisierbar zu machen – für seine Figuren erfunden hat.¹

In einem Interview bekräftigt der Autor kurz darauf, dass er gegen Sprechverbote aufbegehrt, deren Begründung eigentlich vorgeschoben sei und die »realen Sachverhalte«, wie er es nennt, verschleierte. Das Stück sei eine »Reaktion auf eine Wirklichkeit«, nämlich »die ständige Tabuisierung von Juden, die es seit 1945 in Deutschland gibt«.² Dieses Tabu werde nun in Frankfurt instrumentalisiert bei der Entvölkerung eines Wohngebiets zugunsten der Errichtung von Bankenhochhäusern. FASSBINDER weiter:

Ich muß auf meine Wirklichkeit reagieren können, ohne Rücksicht zu nehmen. Wenn ich das nicht darf, dann darf ich gar nichts mehr machen.³

So einzigartig der Fall FASSBINDER gelagert sein mag – diese rhetorische Figur ist es nicht. Als Strategie eines bundesrepublikanischen Autors, der sich gegen Antisemitismuskritik verwehrt, kennen wir sie zum Beispiel auch von MARTIN WALSER. Was bei FASSBINDER Philosemitismus hieß, heißt heute *political correctness* – das Feindbild ist dasselbe geblieben. WALSER geht dabei aber noch einen Schritt weiter, wenn er seit den 90er Jahren eben jene Macht, die er hinter den Sprechverboten wähnt, ›jüdisch‹ attribuiert: Er macht nicht nur eine

verlogen-philosemitische Mehrheitsgesellschaft für die Sprechverbote verantwortlich, sondern dezidiert ›die Juden‹ selbst. Schlagende Beispiele für die Aufladung des Sprechverbots als ›jüdisch‹ sind die antisemitisch codierten Figurencharakteristiken des »Sprach-Zensors« Wolf Koltzsch in WALSERs Roman *Ohne einander* von 1993 und des übermächtigen Kritikers André Ehrl-König aus *Tod eines Kritikers*.⁴

FASSBINDER und WALSER wollen uns glauben machen, ihre Texte seien außerliterarischen Sprechverboten zum Opfer gefallen. Beide beklagen unisono, dass ihre Werke nur mit Maßstäben ›politisch korrekter‹ Gesinnung gemessen würden, und versuchen im Nachgang, die Brisanz der eigenen Texte hinsichtlich ihrer angenommenen Wirkung zu marginalisieren: »Außerdem, es ist doch nur ein Theaterstück«,⁵ gibt FASSBINDER zu Protokoll, während WALSER kundtut, *Tod eines Kritikers* sei lediglich »eine Komödie«. ⁶ Beide geben sich naiv und erstaunt ob der Vorwürfe, die gegen sie erhoben werden.⁷ WALSER betont, er werde nun »in Wortfelder und Urteilsbarbareien hinein[gezogen], die nichts mit mir zu tun haben!«⁸ FASSBINDER spricht fast gleichlautend von »Thesen und Deutungen [...], die mit mir und meinem Stück nichts zu tun haben.«⁹

Ich möchte hier stattdessen behaupten, dass die genannten Texte auf die Aktivierung von Kritik und Widerspruch hingeschrieben sind. Denn das Aufbegehren gegen Sprechverbote wird von den genannten Autoren, so scheint es, als produktiver Anreiz durchaus geschätzt. Ist ein tabuverletzendes Werk erst in die Kritik geraten, lässt sich mit der Klage darüber, dass eine Korrektheitsinstanz gegen den Schriftsteller agiere, der einmal eingenommene Gestus des Aufbegehrens fortschreiben. Das ganze mutet wie ein Spiel zwischen Autor und Öffentlichkeit an, das dem Autor die kalkulierbare Möglichkeit eröffnet, Aufmerksamkeit zu erwirtschaften. WOLFGANG BENZ hat mit Recht bemerkt, dass solche Spielchen zu vernachlässigen wären, »wenn dabei nicht zentrale Fragen der politischen Kultur, des öffentlichen und kollektiven Erinnerns an Auschwitz«¹⁰ aufgerufen wären. Dieses Spiel birgt somit eine zweite Dimension, indem es als Rhetorik funktionieren kann, um Äußerungen zu tätigen, die auf keinem anderen Feld – nur im geschützten Raum der Kunst – akzeptiert würden. Ob hierbei im Einzelnen Masche oder Strategie das Motiv ist, erscheint nachrangig: In beiden Fällen ist es ein wichtiges Moment, das Sprechverbot als übermächtige Gewalt erst zu *inszenieren*. Mit dem Konstrukt einer lebensfremden und literaturfeindlichen *political correctness* ist ein Widerstand geschaffen, gegen den aufzubegehren Distinktionsgewinn bedeutet.

Worauf ich hinaus will, ist, was die Forschung zum Phänomen der *political correctness* seit längerem festgestellt hat – freilich ohne, dass der Befund in der breiten Öffentlichkeit bekannt und damit eine Modifikation seiner allgemeinen Verwendung akzeptiert wäre. *Political correctness* ist in erster Linie ein Konstrukt, das der Diffamierung konkurrierender Positionen dient.¹¹ *Politically correct* war seit den 60er Jahren ein Terminus der amerikanischen Linksliberalen, der zunächst selbstkritisch und -ironisch allzu linientreue Parteigenossen meinte.¹² Als um 1990 an amerikanischen Universitäten der westliche Kanon in Frage gestellt und die Partizipationsmöglichkeiten vor allem für Afroamerikaner, Frauen und Homosexuelle

verbessert wurden, wurde der Begriff *politically correct* reaktiviert – allerdings von den *Gegnern* dieser auf Flexibilisierung angelegten Tendenzen. Ich will sie im Folgenden der Einfachheit halber ›die Konservativen‹ nennen. Sie machten aus *politically correct* den Begriff *political correctness*, der suggeriert, man habe es hier mit einer organisierten Aktion und einem instanzhaften Phänomen zu tun. Das Phänomen *political correctness* wurde von seinen Gegnern geschaffen als ein Popanz, auf den sich um so leichter einschlagen ließ, desto hanebüchener die kolportierten p.c.-Auswüchse waren, gebetsmühlenartig wiederholte Geschichten mit oft zweifelhaftem Wahrheitsgehalt.¹³

ARIANE MANSKE hat in einer sehr überzeugenden Studie nachgewiesen, dass das Gerede von der *political correctness* eigentlich der Durchsetzung einer *conservative correctness* dient, die sich der Begriffe und vermeintlich auch der Normen der Linksliberalen bemächtigt hat.¹⁴ Die ›Konservativen‹ beschreibt MANSKE als »protonormalistisch«, ihnen ist es um die Aufrechterhaltung des westlichen Kanons und der engen Grenzen dessen, was als ›normal‹ akzeptiert wird, zu tun. Das Bemühen der amerikanischen Linksliberalen galt der Ausweitung dieses Normalbereichs, indem zum Beispiel auch bekennende Homosexuelle ihren Platz innerhalb der Gesellschaft oder Werke marginalisierter Kulturen einen Platz im literarischen Kanon finden sollten. Dieses Bemühen bezeichnet MANSKE als »flexibelnormalistisch«, es setzt auf Toleranz und Partizipation und nicht zuletzt auf das Recht, so bezeichnet zu werden, wie man selbst es wünscht.¹⁵ Die konservative Abwehr dieser Flexibilisierung des Normalbereichs hat sich mit der Konstruktion des p.c.-Stigmas genau dieses Anliegen zumindest rhetorisch bemächtigt, indem sie in ihrer heftigen p.c.-Attacke den Linksliberalen die Rolle protonormalistischer Begrenzung zuweist, die durch die zensorische *political correctness* diktiert werde.¹⁶

In Deutschland hat sich nun in den letzten zehn Jahren eine ganz spezifische Spielart des *political correctness*-Diskurses herausgebildet: eine auf den Umgang mit der NS-Vergangenheit gemünzte so genannte ›historische Korrektheit‹.¹⁷ Auch hier ist von Denk- und Sprechverboten die Rede, und diese Klage nach dem oben gezeigten Muster einer *conservative correctness* dient dazu, Positionen im Diskurs zu halten oder im Sinne eines konservativen *backlash* zu lancieren, die sich nur vordergründig auf die Postulate von Freiheit und Toleranz berufen können.

Neben der Abgrenzung gegenüber ›Meinungspolizei‹ und ›Tugendwächtern‹ gibt es in diesem Diskurs natürlich auch positive Gegenentwürfe, die nicht ›politisch korrekt‹ seien, sondern das schwierige Erbe der Vergangenheit ambivalenter angehen und damit neu verhandelbar machen würden. In der Literaturkritik der letzten Jahre sind derartige Entwürfe freudig begrüßt worden.¹⁸

Ein Paradebeispiel hierfür ist wohl BERNHARD SCHLINK, Richter und zugleich Autor des euphorisch rezipierten Bestsellers *Der Vorleser*.¹⁹ Ich will im Folgenden drei Texte BERNHARD SCHLINKS vorstellen, die meines Erachtens die protonormalistische Stoßrichtung der vermeintlich flexibelnormalistischen p.c.-Gegner im Diskurs um die NS-Vergangenheit

veranschaulichen: eine im Jahr 2000 in dem Band *Liebesfluchten* veröffentlichte Erzählung, einen Essay des Dichters SCHLINK und einen Aufsatz des Richters SCHLINK.

Die Kurzgeschichte ›Die Beschneidung‹²⁰ erzählt das Scheitern der Liebe zwischen dem deutschen Jura-Doktoranden Andi und der amerikanischen Jüdin Sarah über einen Zeitraum von etwa sechs Monaten. Am Ende beschließt Andi, sich beschneiden zu lassen, um in Sarahs jüdische Welt überzutreten und ihre Beziehung, die so sehr vom deutsch-jüdischen Konflikt belastet wird, doch noch zu retten – ein Schritt, der misslingt.

Ich habe mehrere Bachelor-Arbeiten von Studierenden korrekturgelesen, die ›Die Beschneidung‹ stets als Geschichte vom Scheitern einer transkulturellen Liebesbeziehung aufgefasst haben, die an kollektiven Vorurteilen zerbrechen musste. Ich meine dagegen, dass SCHLINKS Geschichte von etwas anderem handelt. Die titelgebende ›Beschneidung‹ meint nämlich nicht nur die körperliche Beschneidung von Andis Vorhaut: Ein Schlüssel zum Verständnis der ›Beschneidung‹ ist die folgende Passage, in der der Erzähler das Beziehungsproblem aus Andis Sicht schildert – vorangegangen war ein Streit um Andis angeblich typisch deutsches Verhalten:

So *schnitt* er seine Liebe immer kleiner zu. Über die Familie zu reden war heikel, über Deutschland, über Israel, über die Deutschen und die Juden [...]. Er gewöhnte sich an, was er sagen wollte, zu zensieren, [...] lieber nicht zu erwähnen, wenn er Äußerungen ihrer Freunde über Deutschland und Europa falsch und anmaßend fand. [...] Er gewöhnte sich an die eigene Zensur so, daß er sie nicht mehr wahrnahm.²¹

Bis in die Begriffswahl hinein wird hier das Beschneiden an eine Zensur und Selbstzensur gekoppelt, der Andi als Deutscher unterworfen ist, wenn es um die NS-Vergangenheit geht. Tatsächlich ist die gesamte Erzählung durchzogen von zahlreichen Passagen, in denen Andi darüber reflektiert, dass er nicht frei zu sprechen wage, aus Angst, seine Rede könne sofort missverstanden und gegen ihn verwendet werden. Und seine Erfahrungen mit Sarah bestätigen diese Angst immer wieder.

Doch was sind das für Gedanken, die der Selbstzensur unterliegen? Andi führt im Geiste an: »Daß er gedient statt verweigert hatte? Daß er in Deutschland keine jüdischen Freunde und Bekannte hatte? Daß ihm in der Synagoge alles neu und fremd war? Daß er noch nie in Israel gewesen war? Daß er sich die Namen der Anwesenden nicht merken konnte?«²² – kurz: die Figur befürchtet ausnahmslos Sprechverbote, die ihr kein ernst zu nehmender Mensch auferlegen würde.

Die Wahrnehmung, als Deutscher Denk- und Sprechverboten in Bezug auf eine ›historische Korrektheit‹ zu unterliegen, ist jedoch nicht nur eine der Figur, sondern wird auch von der Konstruktion der gesamten Erzählung nahe gelegt. Gleich mehrere Szenen der Erzählung kontrastieren, was Juden sagen und Deutsche nicht sagen dürfen. Zum Beispiel kann die Jüdin Sarah unwidersprochen darüber spotten, dass die Deutschen immer noch die Verluste des Bombenkriegs betrauern.²³ Nur eine Seite später nimmt jedoch ein deutscher Protagonist die gleiche Haltung gegenüber der jüdischen Erinnerung an den Holocaust ein (die er freilich

ohne jede Häme formuliert): »Es ist fünfzig Jahre her. Ich verstehe nicht, warum wir [...] diese Vergangenheit nicht ebenso ruhen lassen können wie die anderen Vergangenheiten.«²⁴ Anschließend verhört Sarah Andi, ob er etwa auch dieser Meinung sei. Er fragt zurück: »Hast Du nicht immer wieder gesagt, daß der Krieg fünfzig Jahre her ist?« – worauf Sarah knapp urteilt: »Also doch.« und ihn damit als Schlusstrich-Apologet abstempelt.

Ein anderes Beispiel dafür, was Juden sagen und Deutsche nicht sagen dürfen, ist eine Debatte, die Andi mit einer Gruppe jüdischer Freunde von Sarah über ›politisch inkorrekte‹ Sprechakte führt. Die jungen Juden ereifern sich über deutschsprachige Wendungen wie ›Jüdische Hast‹, ›polnische Wirtschaft‹ oder etwas ›bis zur Vergasung‹ tun.²⁵ Andis Versuche, derartige Ausdrücke als eher harmlos und heutzutage ungebräuchlich darzustellen, scheitern. Die anderen insistieren darauf, dass »ethnische Anspielungen« mit Recht »bei uns tabu« seien.²⁶ Gleichzeitig bezeichnen sie jedoch Andi als »treue(n) kleine(n) Soldat«,²⁷ was ihn an die tumben und mordenden Deutschenkarikaturen in englischsprachigen Kriegsfilmern denken lässt. Diese nicht minder ethnische Anspielung gilt den Vertretern der jüdischen Opfergruppe aber als harmlos und Andi ›darf‹ seine Gekränktheit nicht verbalisieren.²⁸

Als Andi sich dagegen verwahrt, aufgrund seiner Belustigung über löchrige Kleidungsstücke als ordnungsfanaticher Nazi bezeichnet zu werden, misst seine jüdische Freundin abermals mit zweierlei Maß. Andis Argument, antideutsche Vorurteile seien nicht viel besser als antisemitische, lässt Sarah aus der Haut fahren: Sie untersagt ihm jeden Vergleich zwischen den Projektionen des einen Kollektivs auf das andere.²⁹

Wir sind hier an einem SCHLINKschen Grundthema angelangt: der Frage, wer sprechen darf und somit Gehör findet. Diese Frage grundierte ja auch schon den Roman *Der Vorleser*, in dem die deutsche Täterfigur komplett von der Schriftkultur abgeschnitten ist, während die einzige Überlebende des Massakers mehrere Sprachen spricht, ein Buch über ihr Schicksal verfasst hat und vor Gericht – abermals im Gegensatz zu der Deutschen – die ihr gebührende Aufmerksamkeit erfährt.³⁰ Dieses Erschreiben einer Opferposition für die nichtjüdische Mehrheitsgesellschaft in Deutschland funktioniert in der ›Beschneidung‹ dergestalt, dass SCHLINK ein monströses Konstrukt aufbaut, auf das einzuschlagen nur allzu leicht fällt. Wie die ›konservativen‹ Erfinder des *political correctness*-Feindbildes schafft er absurde Begebenheiten, die die Gemeinten systematisch in Misskredit bringen. Die jüdischen Figuren vertreten derart inakzeptable Positionen, dass die implizite Zuweisung von ›gerecht‹ vs. ›nicht gerechtfertigt‹ überdeutlich hervortritt. Eine weitere Episode der Erzählung unterstreicht dies: Andi unternimmt einen Ausflug mit Sarahs Schwester Rachel, bei der die Frage fällt, was denn wohl das Schlimmste wäre, was den eigenen Kindern zustoßen könnte. Während Andi Drogensucht nennt, sagt die Jüdin nach reiflicher Überlegung: »Das Schlimmste wäre, wenn die Buben einmal eine Frau heiraten würden, die nicht Jüdin ist.«³¹ In Andis Kopf bilden sich sofort zerquälte Fragen:

War, was Rachel gesagt hatte, das gleiche, wie wenn für ihn das Schlimmste wäre, wenn sein Sohn eine Nichtdeutsche heiraten würde, eine Nichtarierin, eine Jüdin, eine Schwarze? [...] Dann dachte er, es käme noch etwas nach, eine Erklärung,

eine Aufforderung, sie nicht falsch zu verstehen, sich nicht getroffen zu fühlen.
Aber es kam nichts.³²

Bezeichnend ist auch der Zeitpunkt, zu dem diese Äußerung getätigt wird und den der Erzähler eigens hervorhebt: Die Straße teilt sich und eine Brücke, die sich über einen Fluss spannt, kommt in Sicht. Mit Rachels Antwort ist jedoch jede Hoffnung auf eine Annäherung – jene Möglichkeit, die die Brücke sprichwörtlich symbolisiert – zerschlagen. In der anschließenden Diskussion bringt Rachel die unmöglichsten Argumente an: Sie wettert im Nazijargon gegen »Mischehen«, in denen keinerlei »geistiges Leben«³³ mehr stattfände und fragt allen ernstes: »Wie soll mein Sohn glücklich sein, wenn er nicht mehr jüdisch ist?« Andis Frage, was so schlimm an der Vorstellung sei, wenn es eines Tages keine Christen oder Juden mehr gäbe, weil deren Kinder sich anders entschieden hätten, pariert sie mit dem, was WALSER getrost die »Auschwitzkeule« nennen könnte:

›Was dagegen zu sagen ist, wenn es eines Tages keine Juden mehr gibt?‹ Sie sah ihn ungläubig an. ›Das fragst Du?‹ Er wurde ärgerlich. Was sollte ihre Frage? Durfte er als Deutscher nicht denken, daß die jüdische wie jede Religion davon lebt, dass sie freiwillig gewählt wird [...]?³⁴

Die Situation ist deutlich daraufhin konstruiert, den Unwillen des Lesers gegen diesen jüdischen Rassismus zu wecken. Die partikuläre Moral dieser jüdischen Familie wird von Rachel und zuvor schon fast gleichlautend von Sarahs Onkel formuliert: »Wir können niemanden verlieren.« – »Keiner darf mehr verloren gehen.«³⁵

Dieser Onkel heißt Aaron, und die Einseitigkeit der Namensgebung der Figuren ist zumindest bemerkenswert: Andi ist der *einzig*e unter den nichtjüdischen deutschen Protagonisten, der überhaupt einen Namen trägt. Die Jüdin Sarah und alle ihre jüdischen Verwandten tragen dagegen individuelle Namen und teilen eine lebendig tradierte Familiengeschichte, um die Andi sie voller »Eifersucht« mehrmals beneidet: »in den Ritualen ihrer Familie und ihres Glaubens hatte sie eine Welt und einen Schatz, die ihm immer verschlossen bleiben würde«.³⁶ Andis eigene Familie ist dagegen nur von Schweigen geprägt. Den Deutschen fehlen somit die *Worte*, die *Namen* und eine erzählbare *Geschichte* – und somit zentrale Momente personaler wie kollektiver Identität.

SCHLINKS Texte sind oft dafür gelobt worden, eingefahrene Muster der Schwarz-Weiß-Malerei im Vergangenheitsdiskurs aufzuweichen. Und tatsächlich lässt sich das in Bezug auf Zuschreibungen für Vertreter des Täterkollektivs sehr gut beobachten. Wie verfährt der Autor jedoch mit dem Opferkollektiv? Hier, so muss man feststellen, findet das Gegenteil einer Auflösung althergebrachter Stereotype und Dichotomien statt. Dies wird neben den unhaltbaren Positionen, die die jüdischen Figuren einnehmen, auch in der Anlage dieser Figuren deutlich. Schon die in der ersten Szene ausgebreitete Genealogie von Sarahs Familie ist überaus klischeebeladen:

Als einzige Überlebende eines Pestausbruchs in ihrem Shtetl heiratet die Tochter eines Rabbi zu Beginn des 18. Jahrhunderts irgendwo in Osteuropa den einzigen überlebenden Mann, der

dank ihrer Lese- und Schreibfertigkeiten (!) schon bald Erfolg als Holzhändler hat und dessen Nachfahren das Geschäft immer weiter vergrößern können. Schon der Enkel ist »der größte Holzhändler [...] in den polnischen und litauischen Gouvernements«, und dessen »Sohn machte den Holzhandel« trotz einer Feuersbrunst »noch größer.«³⁷ Nach dem Pogrom von 1881 fliehen die erwachsenen Söhne dieses Mannes mit der Familie nach New York, wo sie sich zunächst als Schneider verdingen, studieren, politisieren und journalistisch tätig werden.³⁸ Nach Pech im Geschäft mit Altkleidern und Holz haben beide Brüder enormen Erfolg mit einem Schrotthandel. 1917 haben sie soviel verdient, dass sie an der Börse spekulieren und in diesem »Kriegs- und Börsenjahr ein Vermögen«³⁹ erwirtschaften. Ebenso geschickt agieren sie, als sie nur drei Monate vor der Weltwirtschaftskrise 1929 aus der Börse aussteigen und so ihren Reichtum retten, der sich unverhofft durch den allgemeinen Niedergang um sie herum sogar noch vergrößert. Zwar hatten sie sich nun – mit schätzungsweise Anfang, Mitte 60 – nur noch ihren jungen Frauen widmen wollen, doch die Verlockung ist nach dem Börsencrash zu groß. Sie kaufen zwei große Schrottunternehmen auf, von deren Ertrag die ganze Familie bis heute lebt. Aaron berichtet: »Meine Schwester Hannah [...] führt das Unternehmen, sie mehrt das Unternehmen, und wie sie das macht, ist mir ein Rätsel, aber ein freundliches, von dem wir alle leben [...].«⁴⁰ Vom Klischeebild »sekundärer« jüdischer Arbeit, das in der vorangegangenen Auswahl an Berufen deutlich wurde, über alle Unglücksfälle, aus denen diese Familie jedes Mal sogar im Gegensatz zu ihrem Umfeld gestärkt hervorgeht, bis hin zur Bereicherung in Krieg und Krise sowie rätselhaften Geschäftspraktiken und Reichtum – in gedrängtester Form bietet SCHLINK hier ein Bündel einschlägig bekannter Stereotype auf. Diese wenig ambivalente Sichtweise setzt sich in der Figurenbeschreibung Sarahs fort: sie ist sexuell überaus anziehend, aktiv und dominant, hat »das schwärzeste Haar, das ich jemals gesehen habe, und die frechste Nase und den aufregendsten Mund«, sie hat kurze Beine und ihr Hang zur Spottlust wird ebenso betont wie ihre Art, Fragen mit Gegenfragen zu beantworten.⁴¹ Sarah ist damit so sehr »schöne Jüdin«, dass auch ihre weitere Funktion diesem Motiv folgen muss: sie wird von dem verführten und somit auf Abwege geratenen Nichtjuden überwunden. Andi erkennt am Ende der Erzählung seine Idee, er müsse seine Welt aufgeben und in ihre wechseln,⁴² um den deutsch-jüdischen Streitereien ein Ende zu machen, als Irrweg. Im Morgengrauen verlässt er Sarah, für die er sich sogar hat beschneiden lassen und die dies nur unter sexuellen Gesichtspunkten mit ihm diskutiert hat. Die Beschneidung seines Selbst, die Andi sich hat auferlegen lassen, mündete fast bis in die Selbstkastration – eine Wahrnehmung, die in ihrer Drastik keineswegs Überinterpretation ist, sondern von der identifikatorisch angelegten Hauptfigur geradezu aufgedrängt wird, indem Andi diesbezüglich blutige Ritualphantasien hegt.⁴³ Erst jetzt hat Andi erkannt, so lässt sich folgern, dass er eine unbeschädigte personale Identität nur dann entwickeln kann, wenn er auch seine kollektive Identität als Deutscher selbstbewusst annimmt, anstatt sich deren fortwährender Infragestellung durch die Juden auszusetzen. Diese Deutung erscheint umso plausibler, wenn man nachliest, wie der Essayist SCHLINK diese Frage abhandelt.

In seinem SPIEGEL-Essay ›Auf dem Eis‹⁴⁴ plädiert der Autor mit zahlreichen aus WALSERS Paulskirchen-Rede entlehnten Argumenten für die Historisierung des Nationalsozialismus zugunsten einer minder belasteten Zukunft.⁴⁵ Dazu wünscht SCHLINK eine »Enttraumatisierung« des Täter- und des Opferkollektivs, ein »Ruhenlassen« der Vergangenheit herbei.⁴⁶ Es ist fraglich, inwiefern hier überhaupt bei sämtlichen Beteiligten von einem Trauma gesprochen werden kann,⁴⁷ klar ist jedoch, dass, sofern denn ein Trauma vorliegt, dieses nicht durch »Ruhenlassen« »bewältigt« wird, sondern allein durch seine *Integration* in die Lebensgeschichte des Traumatisierten.⁴⁸ SCHLINKS Anliegen ist jedoch ein anderes. Er macht zwei Seiten auf, die mit dieser traumatischen Vergangenheit ringen, er nennt sie »wir« und »die andere Seite«. Wer gemeint ist bleibt so vermeintlich latent, und doch wird im Folgenden nur zu deutlich, dass es bei »den anderen« um die Gruppe der jüdischen Opfer und ihre Nachfahren geht. SCHLINK empfiehlt nun dem deutschen »Wir«-Kollektiv, die eigene Enttraumatisierung zur Not auch ohne die Zustimmung der »anderen Seite« zu vollziehen:

Es gibt keinen Anspruch darauf, dass die andere Seite bei tüchtiger Vergangenheitsbewältigung ihrerseits die Vergangenheit ruhen lässt. Wie und was sie erinnert oder vergisst, wie weit sie sich von der traumatischen Vergangenheit zu befreien versucht, indem sie die Opfer beklagt oder die Täter anklagt oder von deren Nachfahren Entschädigung einklagt, ist ihre Sache. Was auch immer sie tut – wir haben uns darüber nicht zu erheben und nicht zu empören, sondern schulden dem schwierigen Umgang der anderen Seite mit einer Vergangenheit, die unsere Seite zum Trauma gemacht hat, Respekt.

Anschließend schwenkt SCHLINK um und unterstreicht eine deutsche Opferrolle mit Argumenten, die man von einem hochrangigen Juristen dergestalt kaum erwartet hätte:⁴⁹

Wir müssen, was die andere Seite tut, anklagt und einklagt, aber auch nicht einfach annehmen. Nicht allein, weil es die andere Seite ist, die anklagt, muss die Anklage stimmen, nicht schon, weil sie einklagt, muss gezahlt werden. Vielleicht gebietet nicht das Recht, aber der Takt und die Rücksicht nicht nur auf die Empfindung der anderen Seite, *sondern auch auf die Wahrnehmung der Welt, selbst dann zu zahlen, wenn nicht geschuldet wird.* Auch das hat dann seine Richtigkeit. Aber das hat mit unserem eigenen Verhältnis zu unserer Vergangenheit eigentlich nichts zu tun. Es zeigt an, dass die Vergangenheit für die andere Seite noch traumatisch ist, bedeutet aber nicht, dass sie für unsere gleichermaßen traumatisch sein müsste.⁵⁰

Wie SCHLINK hier argumentiert – man beachte die eben zitierte Reihung von »Opfer beklagen«, »Täter anklagen« und »Entschädigung einklagen«, die gleich darauf durch die Tilgung der Dimension der Trauer reduziert wird auf bloß noch »anklagen« und »einklagen« –, das erinnert fatal an jene Spielart des Nachkriegsantisemitismus, die behauptet, dass die Juden selbst aus dem Holocaust noch Profit erwirtschaften würden.

Der Schlüssel, den SCHLINKS Texte anbieten, um die traumatische Vergangenheit wieder in Ordnung zu bringen, lautet hier wie da die Aufsprengung der ›Negativen Symbiose‹, die DAN DINER zufolge Opfer- und Täterkollektiv nach dem Holocaust aneinander bindet. Genau so,

wie am Schluss der Erzählung ›Die Beschneidung‹ Andi einfach geht, um nach all den fremd- und selbstaufgelegten Beschneidungen seiner Identität endlich zu sich selbst zu kommen,⁵¹ legt der Essay ›Auf dem Eis‹ nahe, sich beim »Ruhenlassen« der Vergangenheit nicht von der konkurrierenden Erinnerung der Opfer stören zu lassen. Juden sind in der deutschen Literatur eben immer noch, wie MARCEL REICH-RANICKI schon in den 70er Jahren feststellte, »Ruhestörer«.⁵²

Doch was rechtfertigt für den Autor diese Gleichstellung von Deutschen und Juden als Opfer bei gleichzeitiger Aufkündigung einer gemeinsamen Erinnerung?⁵³ Die Antwort hierauf kann ein juristischer Aufsatz SCHLINKS über ›Recht – Schuld – Zukunft‹⁵⁴ von 1988 geben, der SCHLINKS 2002 bei Suhrkamp erschienene Essaysammlung *Vergangenheitsschuld und gegenwärtiges Recht* anführt: »In den Kindern werden Opfer- und Schuldchicksal einander verwandt«, heißt es da, da sowohl die Kinder der Täter und Zuschauer als auch die der Opfer und Davongekommenen die »Not« verspürten, »unter der Last des elterlichen Opfer- oder Täterschicksals die eigene Identität zu finden.«⁵⁵ Die Schuld, die die Kinder belaste, sei die »Schuld des Nichtlossagens«⁵⁶ von den Eltern. Wer nun meint, dies gälte doch wohl eher für Täterkinder als für Opferkinder, der muss sich vom Juristen SCHLINK korrigieren lassen:

Daß die Kinder der Opfer selbst wieder Opfer sind, daß sie ihr Opferschicksal ähnlich dem Schuldchicksal der Kinder der Täter erleben, kann als *Hinweis auf eine Schuld der Opfer selbst* verstanden werden. Wenn schuldig ist, wer nicht Widerstand und nicht Widerspruch geleistet hat, dann können dessen nicht nur die schuldig sein, die dabeigestanden und zugesehen haben, sondern auch die Opfer. Entscheidend ist allein, ob sie zu Widerstand und Widerspruch fähig waren. *Diese Fähigkeit ist ihnen weder schlechterdings zu- noch abzusprechen.* Die Einsicht in die Notwendigkeit von Widerstand und Widerspruch sowie das Vermögen, entsprechend der Einsicht zu handeln, weil dabei letztlich eher zu gewinnen als zu verlieren ist – es gab sie bei den Opfern ebenso wie bei den anderen, die dabeigestanden und zugesehen haben. [...] Gewiß, die Opfer waren durch Angst gelähmt und von Hoffnung verwirrt und haben daher die Augen verschlossen und die Einsicht verdrängt. Das ist zu verstehen. *Aber zu verstehen ist vieles.*⁵⁷

Als wäre diese Argumentation nicht kaltschnäuzig genug, bedient sich SCHLINK gleich darauf des rhetorischen Tricks, seine heikle Position einem anonymen Gewährsmann in den Mund zu legen. Er meint, dass in der folgenden Frage, die er »in einer einschlägigen Diskussion gehört habe,« etwas liege,

das verstanden werden kann und sogar muß: Wenn nicht einmal die Juden Widerstand und Widerspruch geleistet haben, obwohl es um ihr eigenes Leben ging und sie nichts mehr zu verlieren hatten, warum sollten dann die Deutschen widerstehen und widersprechen, die selbst gar nicht betroffen und bedroht waren?⁵⁸

Die schlichte Antwort »Gerade deshalb!« kommt SCHLINK nicht in den Sinn, der auf seinen grundfalschen Prämissen weiter aufbauend fortfährt: »Daß die Opfer selbst schuldig werden konnten, mag man kaum aussprechen. Die Furchtbarkeit ihres Leidens verschlägt einem die Feststellung ihrer Schuld. Aber in den Kindern wird die Wahrheit, die man nicht aussprechen mag, sichtbar.«⁵⁹

Die als ›politisch Korrekte‹ Bezeichneten haben vor allem dafür geworben, dass auch das Empfinden des Opfers ein Indikator dafür sei, ob eine Verletzung stattgefunden hat oder nicht, dass also nicht die Mehrheit allein die Verletzung definieren kann.⁶⁰ Das Insistieren darauf, über die eigene Benennung entscheiden zu dürfen, ist Teil dieser Forderung. Mit der Besetzung jener Frankfurter Bühne, die 1985 FASSBINDERS ›Müll‹-Stück bringen wollte, oder mit IGNATZ BUBIS' Kampf darum, als Deutscher jüdischen Glaubens akzeptiert zu werden, forderten jüdische Deutsche in der Bundesrepublik erstmals öffentlich eine Rücksichtnahme auf ihre Befindlichkeiten *als Juden*. Die Texte BERNHARD SCHLINKS sind ein Beispiel für den unter dem Deckmantel einer Öffnung des Diskurses erfolgten Abwehrreflex gegenüber diesen flexibelnormalistischen Bestrebungen der Opfer, denen SCHLINKS Texte protonormalistisch begegnen.⁶¹ Die amerikanischen p.c.-Gegner und BERNHARD SCHLINK eint ihr Gestus, die Mehrheitsgesellschaft als Opfer der Minderheit zu inszenieren, um deren Forderungen als ungerechtfertigte Anklagen erscheinen zu lassen. Es mutet daher nur folgerichtig an, wenn die Instanz der *political correctness* – jene ›Beschneidung‹, die die Zensur bis in den Körper Andis hinein einschreibt – in SCHLINKS Erzählung systematisch jüdisch figuriert und schlussendlich als jüdische Figur *pars pro toto* überwunden wird.

Abstract:

This article approaches the subject of 'Literary anti-Semitism after Auschwitz' by deconstructing a topos as a phantasm that is leading an undead existence both in the prevailing media discourse and in contemporary literature: 'political correctness'—a stigmatic word, misused in the American multiculturalism debate of the 90ies to re-label concepts and values in the sense of 'conservative correctness'. In the German discourse, talking about 'political correctness' in uninformed terms is closely related to the construct of a 'historical correctness' when referring to the Nazi period and, in particular, to making the Jews a taboo subject. Here, conjuring a 'dictatorship of opinions' and 'communication police' serves as semantics able to bypass the latencies of anti-Semitic communication. Based on a narrative by Bernhard Schlink, jurist and best-selling author, the discursive function of the phantasm is outlined which emphasizes a key motive of anti-Semitism in the post-war period: the reversed roles of offender-victim.

This paper is an abridged version of the lecture Matthias N. Lorenz gave on the conference *Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz?* in February 2007 (see ZiF: *Mitteilungen* 2/2007, 35pp).

¹ RAINER WERNER FASSBINDER, Offener Brief, in: Ders., *Die bitteren Tränen der Petra von Kant. Der Müll, die Stadt und der Tod. Zwei Stücke*, Frankfurt am Main 1984, 108f., hier: 108 [Hervorhebung MNL].

² Ders., Philosemiten sind Antisemiten. Ein Interview mit BENJAMIN HENRICHs über die Reaktionen auf ›Der Müll, die Stadt und der Tod‹, in: RAINER WERNER FASSBINDER, *Die Anarchie der Phantasie. Gespräche und Interviews*, hg. v. MICHAEL TÖTEBERG, Frankfurt am Main 1986, 82 – 85, hier: 82.

³ Ebd., 84.

⁴ Vgl. hierzu MATTHIAS N. LORENZ, »Auschwitz drängt uns auf einen Fleck«. *Judendarstellung und Auschwitzdiskurs bei Martin Walser*, Stuttgart, Weimar 2005.

⁵ FASSBINDER, Philosemiten sind Antisemiten, a.a.O. (Anm. 2), 84.

⁶ Zit. n. VOLKER HAGE, »Der Autor ist der Verlierer«. Der Schriftsteller MARTIN WALSER über die Vorwürfe gegen seinen neuen Roman, in: *Der Spiegel* 56 (2002), H. 23, 186 – 190, hier: 186.

⁷ Vgl. FASSBINDER, Philosemiten sind Antisemiten, a.a.O. (Anm. 2), 82; sowie »Nie, nie, niemals ...«. MARTIN WALSER zu den Vorwürfen gegen seinen Roman, in: *Frankfurter Rundschau* 31.05.2002.

⁸ Zit. n. HAGE, »Der Autor ist der Verlierer«, a.a.O. (Anm. 6), 190.

⁹ FASSBINDER, Offener Brief, a.a.O. (Anm. 1), 108.

¹⁰ WOLFGANG BENZ, Vorwort, in: LORENZ, *Judendarstellung und Auschwitzdiskurs*, a.a.O. (Anm. 4), 11f., hier: 11.

¹¹ Vgl. ARIANE MANSKE, *Political Correctness und Normalität. Die amerikanische PC-Kontroverse im kulturgeschichtlichen Kontext*, Heidelberg 2002; MARC FABIAN ERDL, *Die Legende von der Politischen Korrektheit. Zur Erfolgsgeschichte eines importierten Mythos*, Bielefeld 2004; SABINE WIERLEMANN, *Political Correctness in den USA und in Deutschland*, Berlin 2002; MARTIN DIETZSCH / ANTON MAEGERLE, Kampfbegriff aller Rechten: »Political Correctness«, in: *DISS-Internetbibliothek* 1996 [Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung], <http://www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Artikel/Kampfbegriff.htm> (06.12.2006); SALLY JOHNSON / STEPHANIE SUHR, From 'political correctness' to 'politische Korrektheit': discourses of 'PC' in the German newspaper, *Die Welt*, in: *Discourse & Society* 14 (2003), H. 1, 49 – 68; MARTIN WENGELER, »1968«, öffentliche Sprachsensibilität und political correctness, in: *Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 112 (2002), H. 1, 1 – 13.

¹² Vgl. WIERLEMANN, *Political Correctness in den USA*, a.a.O. (Anm. 11), 13f. Diese frühere, ironische Verwendung wird exemplifiziert bei WOLFGANG FRITZ HAUG, *Politisch richtig oder richtig politisch*, Hamburg 1998, 87.

¹³ Vgl. MANSKE, *Political Correctness und Normalität*, a.a.O. (Anm. 11), 232ff.

¹⁴ Vgl. ebd., 231.

¹⁵ Diesem Vorhaben liegt die Vorstellung zugrunde, dass »bestimmte Wörter [...] als Symptom, Vehikel und Motor diskriminierenden Gedankenguts« anzusehen seien (MATTHIAS JUNG, Von der politischen Sprachkritik zur Political Correctness – deutsche Besonderheiten und internationale Perspektiven, in: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 27 (1996), H. 78, 18 – 37, hier: 19).

¹⁶ Vgl. MANSKE, *Political Correctness und Normalität*, a.a.O. (Anm. 11), 75, 235; vgl. auch JOHNSON / SUHR, discourses of 'PC', a.a.O. (Anm. 11), 64.

¹⁷ Das hierzulande p.c. in erster Linie ›historische Korrektheit‹ meint, darin sind sich die p.c.-Gegner (vgl. ECKHARD JESSE, Philosemitismus, Antisemitismus und Anti-Antisemitismus. Vergangenheitsbewältigung und Tabus, in: *Die Schatten der Vergangenheit. Impulse zur Historisierung des Nationalsozialismus*, hg. v. UWE BACKES / ECKHARD JESSE, Frankfurt am Main, Berlin 1990, 543 – 567) und ihre Kritiker einig (vgl. WENGELER, »1968«, a.a.O. (Anm. 11), 12).

¹⁸ Und ggf. auch vehement gegen eine Kritik, die angeblich »unter dem Banner der politischen Korrektheit« stand, verteidigt worden – vgl. VOLKER HAGE, Unter Generalverdacht. Kulturkritiker rüsten zu einer bizarren Literaturdebatte. Verharmlosen erfolgreiche Bücher wie Günter Grass' Novelle *Im Krebsgang* oder Bernhard Schlinks Roman *Der Vorleser* die Schuld der Deutschen an Holocaust und Zweitem Weltkrieg?, in: *Der Spiegel* 15/2002, 177 – 181. Vgl. zur positiven Rezeption des ›Vorlesers‹ als ein Werk, das alte Schwarz-Weiß-Schemata aufgebrochen habe, auch den Überblick bei WILLIAM COLLINS DONAHUE, Der Holocaust als Anlass zur Selbstbemitleidung. Geschichtsschüchternheit in Bernhard Schlinks *Der Vorleser*, in: *Rechenschaften. Juristischer und literarischer Diskurs in der Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen*, hg. v. STEPHAN BRAESE, Göttingen 2004, 177 – 197, hier: 178f.

¹⁹ Auch im ›Vorleser‹ selbst übrigens geht es am Rande um Denk- und Sprechvorschriften in Bezug auf den Holocaust, wenn es etwa heißt: »Sollen wir nur im Entsetzen verstummen?« (BERNHARD SCHLINK, *Der Vorleser*, Roman, Zürich 1995, 100).

²⁰ BERNHARD SCHLINK, Die Beschneidung, in: Ders., *Liebesfluchten. Geschichten*, Zürich 2000, 199 – 255.

²¹ Ebd., 237 [Hervorhebung MNL].

²² Ebd., 200.

²³ Ebd., 224.

²⁴ Ebd., 225.

²⁵ Ebd., 214f. Andis Erklärung ließe sich ergänzen und hinterfragen durch CORNELIA MÜLLERS linguistische Untersuchung zum politisch motivierten Sprachtabu »Etwas bis zur Vergasung tun«: CORNELIA MÜLLER, »Etwas bis zur Vergasung tun« – Sprachtabu als kollektive Trauerarbeit, in: *Tabu und Tabubruch. Literarische und sprachliche Strategien im 20. Jahrhundert*, hg. v. HARTMUT EGGERT / JANUSZ GOLEC, Stuttgart, Weimar 2002, 43 – 62.

²⁶ SCHLINK, Die Beschneidung, a.a.O. (Anm. 20), 216.

²⁷ Ebd., 216f.

²⁸ Vgl. ebd.

²⁹ Vgl. ebd., 240.

³⁰ Vgl. hierzu JANE ALISON, The Third Victim in Bernhard Schlink's *Der Vorleser*, in: *Germanic Review* 81 (2006), H. 2, 163 – 178.

³¹ SCHLINK, Die Beschneidung, a.a.O. (Anm. 20), 210.

³² Ebd.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd., 211, 204.

³⁶ Ebd., 206. Vgl. ergänzend Andis Liebeserklärung an Sarah: »... du weißt, wer du bist, wo du herkommst, wo du hinwillst und was du brauchst, damit das Leben stimmt. Ich liebe dich für den festen Ort, den du in der Welt hast.« (Ebd., 217f.).

³⁷ Ebd., 201.

³⁸ Vgl. ebd., 202.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd., 203.

⁴¹ Vgl. 204, 218, 223ff., 251, 253.

⁴² Hieran knüpft eine wiederkehrende Reflexion Andis darüber an, ob man letztlich doch nur »seinesgleichen« ertrage (vgl. ebd., 229f., 243, 247) – eine Frage, die zwar von der naiv-erschreckten Figur als kryptorassistisch erkannt wird (vgl. ebd., 229), deren Beantwortung mit Andis Weggang am Ende jedoch zugunsten eben dieser allzu simplen These ausfällt. Zum Motiv der »schönen Jüdin« vgl. FLORIAN KROBB, *Die schöne Jüdin. Jüdische Frauengestalten in der deutschsprachigen Erzählliteratur vom 17. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg*, Tübingen 1993.

⁴³ Aus dem Munde des ausführenden (nichtjüdischen deutschen) Chirurgen heißt es zwar noch ironisch: »Was willst Du mit einer Religion, die dir als erstes den Schniedelwutz abschneidet?« (SCHLINK, Die Beschneidung, a.a.O. (Anm. 20), 246). Andi selbst aber plagt augenscheinlich eine reale Kastrationsangst in Form einer blutigen Ritualphantasie, die ihn dazu veranlasst, eben diesen Arzt und keinen Mohel die Beschneidung durchführen zu lassen: »Aber sich in einem Ritual von einem Mohel [...] verstümmeln lassen, [...] danach stehen und warten, bis das Ritual zu Ende ist, während die Wirkung der Spritze nachläßt und das dick verbundene, in die Hose gezwungene Glied zu schmerzen beginnt und die abgeschnittene Vorhaut blutig in einer rituellen Schale liegt – nein, dazu war er nicht bereit.« (Ebd., 245, Hervorhebung MNL). SCHLINK schreibt hier in den Projektionen der von ihm geschaffenen Figuren, die Beschneidung und Kastration engführen, eine althergebrachte antijüdische Polemik fort.

⁴⁴ Zit. n. BERNHARD SCHLINK, Epilog: Die Gegenwart der Vergangenheit, in: Ders., *Vergangenheitsschuld und gegenwärtiges Recht*, Frankfurt am Main 2002, 145 – 156 [zuerst erschienen unter dem Titel: Auf dem Eis. Von der Notwendigkeit und der Gefahr der Beschäftigung mit dem Dritten Reich und dem Holocaust, in: *Der Spiegel* 19/2001, 82 – 86].

⁴⁵ Vgl. SCHLINK, Die Gegenwart der Vergangenheit, a.a.O. (Anm. 44), 156.

⁴⁶ Vgl. ebd., 151f.

⁴⁷ HARALD WELZER hat mit Recht darauf hingewiesen, dass, »wenn alle traumatisiert sind [...] niemand traumatisiert« ist (HARALD WELZER, Zurück zur Opfergesellschaft. Verschiebungen in der deutschen Erinnerungskultur, in: *Neue Zürcher Zeitung* 03.04.2002).

⁴⁸ Vgl. hierzu einfühend JUDITH LEWIS HERMAN, *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden*, Paderborn 2003 [zuerst New York 1992].

⁴⁹ Nicht nur der lässige Umgang SCHLINKS mit »gerechtfertigter Bestrafung trotz Unschuld«, wie der oben nachfolgende Auszug zeigt, sondern auch diverse Passagen aus »Die Bewältigung der Vergangenheit durch Recht« werfen ein eigenartiges Licht auf SCHLINKS Verständnis von Recht und Gerechtigkeit: Da die Täter nach 1945 ganz angepasst weitergelebt hätten, könne gar keine Strafverfolgung mit der Begründung der Resozialisierung mehr angestrengt werden (vgl. SCHLINK, Die Gegenwart der Vergangenheit, a.a.O. (Anm. 44), 104). SCHLINK argumentiert immer vom Täter(kollektiv) aus (vgl. auch KATHARINA HALL, The Author, the Novel, the Reader an the Perils of ‚Neue Lesbarkeit‘: A Comparative Analysis of Bernhard Schlink's *Selbs Justiz* and *Der Vorleser*, in: *German Life and Letters* 59 (2006), H. 3, 446 – 467, hier: 464) und vernachlässigt

völlig, dass die Bestrafung des Täters für das Opfer essentiell ist, da nur sie das Verbleiben des Opfers innerhalb der Gesellschaft verbürgen kann. Indem der Täter verfolgt und bestraft wird, wird die Ordnung zumindest formal wieder hergestellt; das ist nicht nur privat (etwa im Sinne von Genugtuung), sondern Bedingung für das Funktionieren einer Zivilgesellschaft, die andernfalls – nach SCHLINK'schem Modell – das Opfer eines Verbrechens gar nicht re-integrieren wollen würde.

⁵⁰ SCHLINK, Die Gegenwart der Vergangenheit, a.a.O. (Anm. 44), 153 [Hervorhebung MNL]. Die Konstruktion einer deutschen Opferrolle und der implizite Appell, die Ungerechtigkeit der den Deutschen zugewiesenen Rechtlosigkeit eben doch als Ungerechtigkeit zu begreifen, wird allzu deutlich in der Stilisierung der wehrlos-willig »zahlenden« Deutschen als Opfer von Juden, die immer bekommen, was sie verlangen, die gar alles mit »uns« tun dürfen. Dabei wird kontrafaktisch suggeriert, was die zähen Verhandlungen um Zwangsarbeiterentschädigung, Raubgold und -kunst sowie die Geschichte der tatsächlichen bundesrepublikanischen Entschädigungspraxis widerlegt: dass es Usus sei, die jüdischen Opfer komfortabel zu entschädigen. Eine Konstruktion der Täter-Opfer-Umkehr findet sich (u.a.) auch in SCHLINKS »rechtsphilosophischem« Aufsatz »Die Bewältigung der Vergangenheit durch Recht«, in dem er behauptet, die Befreiung von der Vergangenheit werde durch die (jüdischen) Opfer blockiert, die in großer Zahl »stark« und »stärker« seien (in: SCHLINK, Vergangenheitsschuld und gegenwärtiges Recht, a.a.O. (Anm. 44), 89 – 123, hier: 96).

⁵¹ Auch Andis Trauer darüber, dass Sarah im Gegensatz zu ihm eine Identität haben darf (vgl. SCHLINK, Die Beschneidung, a.a.O. (Anm. 20), 206, 217f.), findet sich in »Auf dem Eis« wieder, wenn SCHLINK schreibt, die junge Generation der Deutschen habe zu Recht »das Bedürfnis nach einer Biographie, die ein stimmiges Selbstbewußtsein und ein stimmiges Verhältnis zu den anderen trägt.« (SCHLINK, Die Gegenwart der Vergangenheit, a.a.O. (Anm. 44), 156).

⁵² Vgl. MARCEL REICH-RANICKI, *Über Ruhestörer. Juden in der deutschen Literatur*, München 1973.

⁵³ CARL WIEMER hat in einer scharfen Polemik gegen SCHLINKS Auflösung von Opfer- und Täterkategorien ins Feld geführt: »Die deutschen Opfer sind Opfer, die die Deutschen gebracht haben, um weitere Verbrechen begehen zu können, die andere Opfer produzierten. [...] Sowohl moralisch wie historisch als auch ontologisch ist ihr Status höchst verschieden, auch wenn Schlink Gleichungen vornimmt, die moralisch-juristische Gleichsetzungen nahe legen sollen.« (CARL WIEMER, Dichter und Richter. Bernhard Schlink überwältigt die Vergangenheit, in: *Tribüne* 42 (2003), H. 167, 168.)

⁵⁴ BERNHARD SCHLINK, Recht – Schuld – Zukunft, in: Ders., *Vergangenheitsschuld und gegenwärtiges Recht*, a.a.O. (Anm. 44), 10 – 37.

⁵⁵ Ebd., 33.

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ Ebd., 34f. – SCHLINK nimmt hier in Ton und Rhetorik eine Figurenrede von Andis Onkel vorweg, der analog zu SCHLINKS »Aber zu verstehen ist vieles.« auf Sarahs Plädoyer für ein Wachhalten der Erinnerung an die NS-Vergangenheit, da diese »eine besondere Vergangenheit« sei, antwortet: »Besondere Vergangenheit? Jeder hat eine Vergangenheit, die für ihn besonders ist.« (SCHLINK, Die Beschneidung, a.a.O. (Anm. 20), 226.) So wird dem Autor wie der Figur die Schuldfrage wie die Holocaust-Erinnerung zur bloßen Standpunktfrage.

⁵⁸ SCHLINK, Recht – Schuld – Zukunft, a.a.O. (Anm. 54), 34f.

⁵⁹ Ebd., 35.

⁶⁰ Die von SCHLINK als p.c.-Befürworter dargestellten jüdischen Freunde Sarahs bringen ebenfalls genau dieses Argument: ob ethnische Anspielungen witzig oder bössartig seien, könne »doch nur der entscheiden, den sie treffen, oder?« (SCHLINK, Die Beschneidung, a.a.O. (Anm. 20), 216).

⁶¹ Die Einrede der Minderheit und ihre Teilhabe am Gesamten stellten ja auch schon die Provokation für die p.c.-Gegner in den amerikanischen Debatten der 90er Jahre dar (vgl. MANSKE, Political Correctness und Normalität, a.a.O. (Anm. 11), 253), das Muster des dortigen Abwehrdiskurses gegenüber etwa Schwarzen funktioniert insofern analog zur Abwehr jüdischer Einrede in die deutsche Kollektiverinnerung; die Übertragung des amerikanischen Konzeptes auf den Streit um die NS-Vergangenheit tritt somit deutlich hervor.